

CLIPP

ChristianiLehmanninedita,publicanda,publicata

| | |
|---------------------------------------|---|
| titulus | Funktionale Grammatikographie |
| huius textus situs retis mundialis | http://www.uni-erfurt.de/sprachwissenschaft/personal/lehmann/CL_Publ/funkt_gramm.pdf |
| dies manuscripti postremum modificati | 23.03.2003 |
| ocasio orationis habitae | Symposium “Unity Revisited”, Tübingen, 25./26.05.2001 |
| volumen publicationem continens | Premper, Waldfried (ed.), <i>Dimensionen und Kontinua. Beiträge zu Hansjakob Seilers Universalienforschung</i> . Bochum: N. Brockmeyer (Diversitas Linguarum, 4) |
| annus publicationis | 2004 |
| paginae | 147-165 |

Funktionale Grammatikographie

Christian Lehmann

Abstract

Eine funktionale Grammatik ist eine solche, die eine Systematik kognitiver und kommunikativer Domänen zugrundelegt und darstellt, wie diese sich in den Strukturmitteln einer Sprache manifestieren. Sie steht in komplementärem Verhältnis zu einer strukturalen Grammatik, die eine Systematik sprachlicher Strukturmittel zugrundelegt und für jedes davon darstellt, wozu es in der Sprache dient. Die funktionale Grammatikographie wird in der Linguistik erst seit relativ kurzer Zeit systematisch gepflegt, und entsprechend wenig entwickelt ist ihre Beschreibungstheorie. Der Beitrag zeigt am Beispiel der kognitiven Domäne der Konkomitanz, wie das entsprechende Kapitel einer funktionalen Grammatik aufgebaut sein kann.

1. Einleitung

Das Problem der sprachlichen Universalien ist, angewandt auf die Grammatikographie, die Frage, was man in einer Sprachbeschreibung voraussetzen kann. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts fanden viele Linguisten die Antwort auf diese Frage in immer neuen „Grammatikmodellen“, die sich oft nur geringfügig unterschieden und oft auch sehr kurzlebig waren. UNITYP ging einen anderen Weg. Man rieb sich an dem berühmten Verdikt von Martin Joos:

Trubetzkoy's phonology tried to explain everything from articulatory acoustics and a minimum set of phonological laws taken as essentially valid for all languages alike, flatly contradicting the American (Boas) tradition that languages could differ from each other without limit and in unpredictable ways, and offering too much of a phonological **explanation** where a sober taxonomy would serve as well. (Martin Joos in seiner Einleitung zu Bloch 1941 in Joos (ed.) 1957:96)

Der oft zitierte Satz in der Mitte der Passage gab zu denken. Er verkörperte die wissenschaftstheoretische Haltung des amerikanischen Strukturalismus, der ihn als Begründung dafür nahm, daß man über Sprache überhaupt nichts voraussetzen könne, sondern jede einzelne Sprachbeschreibung ab ovo allein durch Anwendung allgemeiner methodischer Prinzipien schaffen müsse. Dieser Weg führte letztlich in die Irre, weil er an der Natur der Sprache als einer zielorientierten Tätigkeit vorbeiging. Richtig war an dem Ansatz aber mindestens so viel, daß die Ebene der Sprachstruktur der Locus der Sprachverschiedenheit, der Variation, nicht der Locus der sprachlichen Universalien ist. Universal ist vielmehr die Ebene der kognitiven und kommunikativen Funktionen der Sprache sowie die allgemeinen Prinzipien ihrer Umsetzung in Sprachsysteme. Seiler meinte, daß zunächst diese Ebene von der Wissenschaft entfaltet und mit Substanz

gefüllt werden müsse, bevor man darangehen könne, Grammatiktheorien zu ersinnen, welche die Ebene universaler Konzepte notwendig voraussetzen.

Der theoretische Ansatz von UNITYP sieht eine Anordnung sprachlicher Einheiten nach funktionalen Gesichtspunkten vor. Die Techniken, die auf der Dimension der Partizipation einander nebengeordnet sind, also etwa Transitivierung und Kasusmarkierung (Seiler 1988), sind einander funktionell ähnlich, aber strukturell gegebenenfalls völlig unähnlich, denn Transitivierung ist ein verbaler, Kasusmarkierung ein nominaler Prozeß. Ebenso haben attributive Partizipialien und Relativsätze, die auf dem Kontinuum der Identifikation im Altgriechischen einander nebengeordnet sind (Seiler 2000:88), ganz ähnliche Funktion, aber strukturell sehr wenig gemeinsam. Dem griechischen Relativsatz ist z.B. der Fragesatz strukturell ganz ähnlich, der aber gar nicht auf dem Kontinuum ist. Und andererseits ist die Strukturkategorie Apposition drei verschiedenen Techniken der Dimension der Identifikation zugeordnet (o.c. 149).

Das zentrale Anliegen des UNITYP-Ansatzes ist es, die sprachlichen Universalien und damit das Tertium Comparationis des Sprachvergleichs explizit zu machen. Da dies nicht im Bereich der Grammatik, sondern in dem der Kognition und Kommunikation liegt, folgt die Organisation der universalen Dimensionen notwendigerweise funktionalen Gesichtspunkten. Mit den universalen Dimensionen, so wie sie in Seiler 2000, ch. 7 zusammengefaßt sind, ist eine wesentliche Grundlage für eine funktionale Grammatik gelegt. Diese kann als oberste Gliederungsebene ohne weiteres die in UNITYP entwickelten universalen Dimensionen ansetzen und im weiteren die jeweiligen Wirkungen ihrer funktionalen Prinzipien in der Sprache aufsuchen. Diesen funktionalen Rahmen theoretisch solide begründet und für die deskriptive Arbeit hinreichend konkret und detailliert dargestellt zu haben, ist eine bleibende Errungenschaft von UNITYP. Auf dieser Basis kann man gegen Joos Kant ins Feld führen:

Kategorischer Imperativ der Sprachbeschreibung

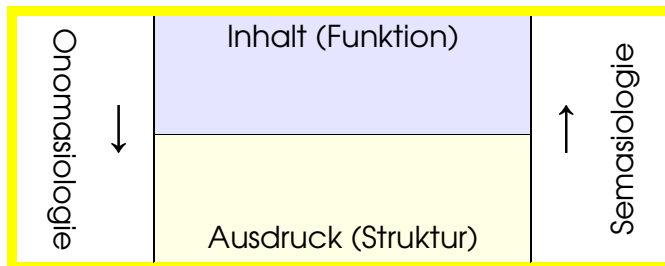
Beschreibe deine Sprache so, daß die Maxime deiner Beschreibung gleichzeitig als Maxime der Beschreibung jeder anderen Sprache dienen könnte.

Im weiteren möchte ich konkretisieren, wie dieser Anspruch eingelöst werden kann.

2. Onomasiologische und semasiologische Grammatik

Eine Grammatik hat – in diesem Punkte kann man Chomsky Recht geben – Ausdruck und Inhalt miteinander zu verbinden. Da es keine eindeutige Zuordnung von Ausdruckseinheiten zu Inhaltseinheiten gibt, ist die Zuordnungsoperation verschieden, je nachdem, ob man vom Inhalt oder vom Ausdruck ausgeht. Zu einer gegebenen Inhaltseinheit die Ausdruckseinheiten zu suchen heißt die onomasiologische Perspektive einzunehmen; zu einer gegebenen Ausdruckseinheit die Inhaltseinheiten zu suchen heißt, die semasiologische Perspektive einzunehmen. Das Schema stellt die alternativen Perspektiven graphisch dar.

S1. Onomasiologische und semasiologische Perspektive



Dies ist ein altes Prinzip der Lexikologie des europäischen Strukturalismus, das allerdings – wenn auch nicht mit dieser Terminologie – bereits von Georg von der Gabelentz (1901:84-125) auf die Grammatikschreibung angewandt worden ist (s. Lehmann 1980:29). So geht man z.B. in onomasiologischer Perspektive von einer possessiven Beziehung zwischen zwei Entitäten aus und sucht in einer Sprache die Mittel auf, mit der sie ausgedrückt wird. Da findet man u.a. asyndetische Konstruktionen, das Genitivattribut, präpositionale Attribute usw. In semasiologischer Perspektive dagegen geht man z.B. von einem Kasus wie dem Genitiv aus und sucht die Funktionen auf, die er in der Sprache erfüllt. Da findet man u.a. die possessive Beziehung, die partitive Beziehung, die explikative Beziehung usw. S2 zeigt, im Vorgriff auf die in Abschnitt 4 vorzunehmende Specimenanalyse, die semasiologischen und onomasiologischen Bezüge des englischen instrumentalen *with*.

S2. Onomasiologie und Semasiologie des englischen instrumentalen *with*

| konzeptuelle Relationen | Abbildung | Strukturmittel |
|---------------------------------|-----------|---------------------|
| Reziprok (X reziproziert Y) | ↔ | Y uses X to Pred |
| Komitativ (X begleitet Y) | ↔ | Y with X |
| Instrument (Y benutzt X) | ↔ | Y Pred using X |
| Material (X ist Material von Y) | ↔ | Y Pred by X |
| Onomasiologie | → ← | Semasiologie |

Wenn man bloß diese Charakterisierung der beiden grammatikographischen Zugänge zugrundelegt, könnte man meinen, eine onomasiologische Grammatik sei den Ausdrucksmitteln gewidmet, die das Ziel ihrer Perspektive sind, während eine semasiologische Grammatik den Funktionen gewidmet sei, die das Ziel ihrer Perspektive sind. Das ist auch nicht falsch, läßt aber einen wesentlichen Gesichtspunkt unberücksichtigt. Die onomasiologische Grammatik geht von den Funktionen aus und verwendet diese als Ordnungsprinzip. Das heißt, es steht das beieinander, was funktionell ähnlich ist. Eine onomasiologische Grammatik setzt also eine Theorie der sprachlichen Funktionen voraus und ist dieser gemäß aufgebaut. Solange die Wissenschaft nicht über eine einzige Theorie der sprachlichen Funktionen verfügt, die in der Grammatikographie bloß angewendet zu werden braucht, muß die onomasiologische Grammatik diese Theorie zuerst einmal explizit machen; und dieses wird eine ihrer wesentlichen Aufgaben und ggf. Errungenschaften sein.

Und wiederum geht die semasiologische Grammatik von den Strukturen aus und verwendet diese als Ordnungsprinzip. Das heißt, es steht das beieinander, was struktu-

rell ähnlich ist. Eine semasiologische Grammatik setzt also eine Theorie der sprachlichen Strukturen voraus und ist dieser gemäß aufgebaut. Solange die Wissenschaft nicht über eine einzige Theorie der sprachlichen Strukturen verfügt, die in der Grammatikographie bloß angewendet zu werden braucht, muß die semasiologische Grammatik diese Theorie zuerst einmal explizit machen; und dieses wird eine ihrer wesentlichen Aufgaben und ggf. Errungenschaften sein.

Wenn man die Geschichte der Grammatikographie überschlägt im Hinblick auf die Frage, in welcher Perspektive Grammatiken verfaßt worden sind, läßt sich grob folgendes sagen: Die lateinische Grammatik war seit der Antike (mit einer S. 8 zu erwähnenden Einschränkung) im wesentlichen semasiologisch aufgebaut. Ein klares Beispiel ist die Lehre von den Kasus in der Syntax, welche die Kasus als Strukturkategorien voraussetzt und von deren Funktionen handelt. So sind bis auf den heutigen Tag sowohl wissenschaftliche als auch pädagogische lateinische Grammatiken angelegt. Freilich vermißt man über weite Strecken – wenn auch nicht durchweg – die für eine semasiologische Grammatik eigentlich vorauszusetzende Theorie der sprachlichen Strukturen.

Die Grammatiken anderer Sprachen fußten bekanntlich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein überwiegend auf der lateinischen Grammatik. Freilich konnte man die in der Objektsprache zu behandelnden sprachlichen Einheiten nicht auf strukturaler Basis mit den lateinischen identifizieren, weil jede Sprache verschiedene Strukturen hat. Die Übertragung des Modells der lateinischen Grammatik geschah also auf funktionaler Basis. Z.B. setzt San Buenaventura (1684:6) in seiner *Arte de la lengua maya* ein “preterito plusquamperfecto” für die Grammatik des yukatekischen Maya an, aber natürlich nicht deswegen, weil er eine Verbform derselben Struktur wie im Lateinischen in der Sprache gefunden hätte, sondern aufgrund der vom lateinischen Plusquamperfekt erfüllten Funktion.

Dieses Verfahren führt zu einer unkontrollierten Vermischung der onomasiologischen und der semasiologischen Perspektive, und zwar in zweifacher Hinsicht. Zum einen werden die sprachlichen Einheiten auf funktionaler Basis angesetzt, und es wird, getreu dem onomasiologischen Prinzip, die Frage beantwortet, wie die vorausgesetzten Funktionen in dieser Sprache ausgedrückt werden. Insofern wird die Perspektive der lateinischen Grammatik umgekehrt. Dies geschieht allerdings ohne eine Theorie der sprachlichen Funktionen, sondern durch Hypostasierung der in der Hintergrundsprache (dem Latein oder der jeweiligen Beschreibungssprache) festgestellten Signifikata zu universalen Konzepten. Zum anderen werden dieselben sprachlichen Einheiten auch als Struktureinheiten betrachtet und einer semasiologischen Analyse unterzogen. Auch San Buenaventuras Grammatik enthält ein umfangreiches Kapitel (S. 20ff), das grammatische Morpheme voraussetzt und von deren Funktionen handelt. Die Morpheme werden freilich alphabetisch aufgelistet, denn eine Theorie sprachlicher Strukturen, nach der sie sinnvoll angeordnet werden könnten, steht nicht zur Verfügung.

Diese Art von Grammatikographie geriet bekanntlich Anfang des 20. Jh. mit dem Emporkommen der strukturalen Sprachwissenschaft gründlich in Mißkredit. Besonders der amerikanische Strukturalismus setzte einen rein semasiologischen Ansatz dagegen, der kein Vorwissen über sprachliche Funktionen anerkennt. Hier werden erstmals grundsätzliche Bemühungen um die notwendige Theorie der sprachlichen Strukturen

unternommen. Dies geschieht allerdings in einer weitgehend theoriefeindlichen wissenschaftstheoretischen Umgebung, weshalb die Strukturprinzipien in Analyseprinzipien, also in methodische Prinzipien umgemünzt werden (vgl. das Joos-Zitat auf S. 1). Diese methodischen Prinzipien reichen jedoch nicht zu, und die Folge ist, daß in strukturalistischen Grammatiken der Mitte des 20. Jahrhunderts eine gewisse Beliebbarkeit in der Ansetzung grammatischer Strukturen herrscht.

Das größere Manko dieser Grammatiken ist freilich, daß sie überhaupt nicht die Frage beantworten, wie die Objektsprache eine gegebene Funktion erfüllt. Sie sind also weder für jemanden zu brauchen, der sich in der Sprache ausdrücken will, noch für jemanden – insbesondere einen Linguisten –, der die Grammatik dieser Sprache mit derjenigen anderer Sprachen vergleichen will. D.h., sie sind weitgehend überhaupt nicht zu brauchen. Bekanntlich hat die generative Grammatik und die wenigen auf ihrer Basis verfaßten deskriptiven Grammatiken in dieser Hinsicht keinerlei Fortschritt gebracht.

Dies war die Situation in der Systemlinguistik, in welche hinein das UNITYP-Modell als Alternative entwickelt wurde. UNITYP ist freilich, wie gesagt, keine Grammatiktheorie, sondern liefert der Grammatikographie lediglich eine Theorie der sprachlichen Funktionen für die onomasiologische Beschreibung. Aber es wird nun möglich, auf der Grundlage dieser Theorie eine onomasiologische Grammatik zu verfassen. Dabei ist nicht zu übersehen, daß es im Rahmen der funktionalistischen Strömung der letzten dreißig Jahre¹ vermehrt funktionale Grammatiken gegeben hat, die nicht auf UNITYP basieren. Hierzu kann man in gewissem Sinne sogar Hansjakob Seilers Grammatik des Cahuilla rechnen (Seiler 1977). Beim Ansatz der begrifflichen Basis sind in diesen Grammatiken eine Fülle von Erkenntnissen der Sprachtypologie in fruchtbarer Weise berücksichtigt worden. Ein ernsthafter Versuch zu einer umfassenden und kohärenten Theorie ist jedoch nur in UNITYP zu sehen.

Wenn man die Errungenschaften des europäischen und amerikanischen Strukturalismus einerseits und diejenigen des Funktionalismus und insbesondere von UNITYP andererseits kombiniert, wird es nun erstmals möglich, eine unter theoretischem Gesichtspunkt solide begründete und unter methodischem Gesichtspunkt ausgewogene Grammatik, nämlich eine Grammatik sowohl auf funktionaler wie auf strukturaler Grundlage, zu verfassen. Dies wird, im Anschluß an Gabelentz (s.o.), in Lehmann 1980 postuliert und z.B. in Lehmann 2002 umgesetzt.

Die Termini ‘onomasiologische Grammatik’ und ‘semasiologische Grammatik’ sind äußerst unhandlich, mißverständlich und erfreuen sich keiner weiten Verbreitung in der linguistischen Welt. Man ist versucht, sie durch ‘funktionale Grammatik’ und ‘strukturelle Grammatik’ zu ersetzen. Hier bestehen allerdings zwei miteinander zusammenhängende Hindernisse. Zum einen wäre durch diese Termini auch nicht klar, ob eine funktionale Grammatik nun von den Funktionen ausgeht oder die Funktionen zum Ziel hat, und analog für die strukturelle Grammatik. Das erstere ist tatsächlich gemeint; aber wissenschaftliche Begriffe und ihre Termini sollten eigentlich zielorientiert konzipiert werden (so wie es die Termini ‘onomasiologisch’ und ‘semasiologisch’ tatsächlich für

¹Es ist einerseits an Grammatiktheorien wie Functional Grammar (Dik 1997), Cognitive Grammar (Langacker 1987, 1991), Role and Reference Grammar (Foley & Van Valin) oder Construction Grammar (Goldberg 1995) und andererseits an die gesamte Typologie funktionalistischer Prägung (z.B. Comrie 1981, Croft 1990) zu denken.

sich in Anspruch nehmen können). Zum anderen ist eine jegliche sachgerechte Grammatik sowohl funktional als auch struktural, insofern sie sowohl von den sprachlichen Funktionen als auch von den sprachlichen Strukturen handelt (vgl. Lehmann 2002, ch. 1.2.1). Es ist ja lediglich der verqueren wissenschaftshistorischen Situation am Ausgang des letzten Jahrhunderts geschuldet, daß ‘funktionale Grammatik’ als *Gegensatz* zu ‘strukturelle Grammatik’ empfunden werden konnte. In der Theorie der Sprachbeschreibung ist dies kein Gegensatz, sondern zwei Seiten derselben Medaille. Funktionale Grammatik ist einfach sachangemessene Grammatik; und dasselbe läßt sich von strukturaler Grammatik sagen.

Die beiden genannten Hindernisse scheinen übrigens nicht unüberwindlich. Wenn man die nunmehr benannten Mißverständnisse vermeidet, kann man die onomasiologische und die semasiologische Grammatik auch einfacher funktionale und strukturale Grammatik nennen.

Ich spreche hier nicht nur von einer funktionalen (onomasiologischen) und strukturalen (semasiologischen) Blickrichtung, sondern auch von einer funktionalen und strukturalen Ebene. Damit sind wieder die obere und untere Ebene von S1 gemeint, also die Ebene kognitiver und kommunikativer Domänen, welche durch Sprache in Signifikata und einzelsprachliche Funktionen zu formen sind,² und die Ebene der formalen Organisation semiotischer Einheiten in Klassen, Relationen sowie ihre Distribution usw., welche durch Sprache in Signifikantia und deren einzelsprachliche Strukturen zu formen sind.

3. Probleme einer funktionalen Grammatik

Eine sowohl onomasiologische als auch semasiologische Grammatik ist freilich leichter postuliert als geschrieben. Es gibt Hindernisse ganz verschiedener Art. Zunächst ist zu konstatieren, daß die soeben umrissene Entwicklung der allgemein-vergleichenden Sprachwissenschaft an einem großen Teil derjenigen, die deskriptiv arbeiten, vorbeigegangen ist. Viele Autoren von Grammatiken der letzten 20 Jahre nehmen sich vor, eine Grammatik in traditioneller Begrifflichkeit zu schreiben, die keinem bestimmten Modell verpflichtet und deshalb allgemeinverständlich ist. Das Resultat sind Grammatiken, die in bester Manier vergangener Jahrhunderte onomasiologische und semasiologische Perspektive unkontrolliert mischen. Dies gilt z.B. für die in der Serie *Descriptive Grammars* und ihren Vorläufern publizierte Grammatiken (vgl. Lehmann 1988). Der Versuch, solide theoretische Grundlagen in der deskriptiven Arbeit durchzusetzen, stößt bei Linguisten, die sich einer sei es philologisch verwurzelten, sei es feldforschungsorientierten Tradition verpflichtet sehen, auf erhebliche Widerstände und gilt ihnen als realitätsfremder Purismus.

Neben solchen wissenschaftssozialen Hindernissen gibt es aber auch methodische Schwierigkeiten, die in der Natur der Sache liegen. Sobald die von mir postulierten Theorien sprachlicher Funktionen und Strukturen das Maß an Konkretisierung erreicht haben, das man für ihre Anwendung billig voraussetzen muß, sehen sie notwendigerweise auch solche Funktionen und Strukturen – als “mögliche Universalien” – vor, die in der jeweiligen Objektsprache nicht existieren. Z.B. weist

² Die Frage, ob ich damit einen in der Linguistik wohletablierten Funktionsbegriff verwende, läßt sich klar verneinen, denn es gibt in der Linguistik so viele Funktionsbegriffe wie Schulen und Modelle.

in der jeweiligen Objektsprache nicht existieren. Z.B. weist eine vollständige Theorie der Possession auch der Possessivklassifikation ihren Platz zu, von der aber in den meisten Sprachen der Welt keine Spur zu sehen ist. Und eine vollständige Theorie morphologischer Struktur sieht auch die Infigierung vor, von der ebenfalls die meisten Sprachen der Welt keine Spur aufweisen. Es ist anzunehmen, daß jegliche Sprache von allen in der allgemein-vergleichenden Grammatik versammelten spezifischen Funktionen und spezifischen Strukturen nur eine kleine Auswahl besitzt. Wenn die Theorien sprachlicher Strukturen und Funktionen also jeweils bis zur Ebene der allgemein-vergleichenden Grammatik ausbuchstabiert wären, müßte eine sie anwendende deskriptive Grammatik ausgiebig von Dingen handeln, die in der Sprache nicht vorkommen. Da das nicht tunlich erscheint, wird sie die beiden Theorien lückenhaft und zu fallweise verschiedenen Graden der Spezifikation umsetzen müssen.

Dieses Problem hat eine komplementäre zweite Seite. Eine grammatische Beschreibung ist im besten Falle hierarchisch gegliedert. Die Onomasiologie der Partizipation beginnt dann mit den allgemeinsten Begriffen, z.B. den Prädikatklassen, unterteilt dann diese nach Gesichtspunkten wie Dynamizität, Partizipantenrollen, Empathiehierarchie usw., und gelangt im Laufe der weiteren Detaillierung notwendigerweise zu spezifischen Kategorien wie terminativen Verben oder Verben mit indirektem Objekt. Das aber sind bereits Kategorien der allgemein-vergleichenden Grammatik, die nicht lediglich funktional definiert sind, sondern auch bestimmte Struktureigenschaften haben. Es gibt also einen Wendepunkt, von dem an die onomasiologische Grammatik nicht mehr rein funktional basiert ist, sondern wo ihre Begriffe eine strukturelle Beimischung haben. Entsprechendes gilt für die semasiologische Grammatik.

Dieses ist jedoch keine unkontrollierte Vermischung gegensätzlicher Gesichtspunkte in der grammatischen Beschreibung, sondern notwendige Konsequenz des methodischen Ansatzes. Die onomasiologische Perspektive paart nicht einfach Strukturen mit einer gegebenen Funktion, sondern sie überführt eine Funktion schrittweise in Strukturen. Die Pfeile in S1 bezeichnen also nicht eine unmittelbare Abbildung (*mapping*), sondern einen Weg, und die waagerechte Linie bezeichnet den erwähnten Wendepunkt. Ein solches schrittweises Verfahren ergibt sich auch folgerichtig aus dem UNITYP-Ansatz. Daß in der funktional basierten Beschreibung die verwendeten Begriffe immer mehr strukturell werden, ist also keine Inkonsistenz, sondern notwendige Folge des Ansatzes.

Während diese Probleme sich also verhältnismäßig leicht lösen, ist das nächste komplizierter. Grammatik handelt von Sprachzeichen. Im Sprachzeichen setzen Significans und Significatum einander wechselseitig voraus; man kann das eine nicht ohne das andere haben. Der grammatikographische Ansatz, dies in der onomasiologischen und der semasiologischen Perspektive doch zu tun, ist der Versuch, sich auf methodischer Ebene von den Gegebenheiten des Gegenstandes zu befreien. Er stößt notwendigerweise an Grenzen. Struktur und Funktion sind in der Sprache und in der Sprachbeschreibung in mehrerer Hinsicht untrennbar verbunden.

Die onomasiologische Beschreibung beantwortet die Frage, welche Strukturmittel die Sprache zur Erfüllung einer gegebenen Funktion einsetzt. Angenommen, Funktion F_i wird durch Strukturmittel S_i erfüllt. Dann muß S_i an dieser Stelle der Beschreibung bereits bekannt sein. Es kann an diesem Punkt nicht erst eingeführt werden, weil S_i ja

auch noch andere Funktionen $F_j \neq i$ erfüllt. Es kann, wenn denn Konsistenz angestrebt wird, weder an mehreren Stellen eingeführt werden, noch kann es im Zusammenhang mit *einer* Funktion eingeführt und bei anderen Funktionen bloß erwähnt werden. Das Strukturmittel muß klärlich überhaupt nicht in der onomasiologischen, sondern in der semasiologischen Grammatik eingeführt und in der onomasiologischen bloß erwähnt werden. Das umgekehrt Entsprechende gilt natürlich für die Funktionen in der semasiologischen Grammatik.

Ganz Ähnliches gilt für die Beschränkungen und Bedingungen, unter welchen in einer Sprache eine gegebene Funktion mit einer gegebenen Struktur assoziiert wird. Solche Beschränkungen und Bedingungen können bekanntlich sowohl semantischer als auch formaler Natur sein. Z.B. kann eine Allomorphie grammatisch oder phonologisch konditioniert sein. Wenn man in der Grammatik solche Beschränkungen und Bedingungen beschreibt, muß man also sowohl in onomasiologischer als auch in semasiologischer Perspektive auf Einheiten der jeweils gegenüberliegenden Seite rekurren.

Eine mögliche Lösung für das Dilemma der wechselseitigen Voraussetzung von funktionaler und strukturaler Grammatik liegt auf der Hand: Die Grammatik einer Sprache hat zwei komplementäre Abteilungen, eine funktional und eine struktural organisierte. Man kann an dieser Stelle darauf hinweisen, daß in der traditionellen Aufgabenteilung zwischen Morphologie und Syntax ein ähnlicher Gedanke liegt. In traditionellen Grammatiken altindogermanischer Sprachen fällt der Morphologie die Aufgabe zu, die morphologischen Kategorien im Hinblick auf ihre Struktureigenschaften, jedoch ohne Rücksicht auf ihre Funktionen einzuführen, während die Syntax von denselben Kategorien im Hinblick auf ihre Funktionen handelt, die Strukturen jedoch voraussetzt. Insoweit ist die Morphologie tendentiell onomasiologisch, die Syntax tendentiell semasiologisch angelegt. Wegen der schon erwähnten Mischung der Beschreibungsprinzipien ist dieses Verfahren zwar nicht empfehlenswert; aber es zeigt doch, daß in der traditionellen Grammatikographie keine grundsätzlichen Vorbehalte gegen die Idee bestanden, daß eine Grammatik ihre Gegenstände unter zwei komplementären Gesichtspunkten behandeln müsse.

Wenn man solche Vorbehalte dennoch hat, kann man folgende Konzeption erwägen: Die Grammatik stellt die sprachlichen Zeichen und Zeichenschemata, also die in der Sprache vorgenommenen Assoziationen von Funktionen und Strukturen, in den Mittelpunkt. Für eine jede grammatische Einheit oder Konstruktion werden diese beiden Seiten beschrieben, etwa im Sinne einer Construction Grammar (s. z.B. Goldberg 1995). Darüber hinaus enthält die Grammatik zwei Sachregister, eines von Begriffen der funktionalen, eines von Begriffen der strukturalen Ebene. Von beiden gibt es Verweise, natürlich in mehrdeutiger Zuordnung, auf die beschriebenen Zeichen und Konstruktionen. Auf diese Weise hat man bloß *eine* Grammatik und dennoch die gewünschten onomasiologischen und semasiologischen Zugänge.

Dieser Ausweg erscheint genial, führt aber dennoch zu einer einseitigen Beschreibung. Denn natürlich stellt sich die Frage, was denn eine Einheit der grammatischen Beschreibung, also etwa eine Konstruktion, konstituiert. Die Antwort, die konstruktionsgrammatischer Übung offensichtlich zugrundeliegt und vielleicht auch zugrundeliegen muß, nimmt das Lexikon zum Vorbild. Gegeben die multiple Zuordnung von *Significantia* und *Significata*, was konstituiert einen Eintrag in einem Lexikon? Ist es

die Einheit des Significans oder die des Significatum? Die Antwort ist klar: es ist die Einheit des Significans. Ein Lexikoneintrag hat ein einziges Significans, zu dem verschiedene – wenn auch ähnliche – Significata verzeichnet sein können; aber Synonyme bilden verschiedene Einträge, d.h. ein gegebenes Significatum konstituiert keinen Eintrag. So ist es auch in der Grammatik. Die Beschreibungseinheit einer Konstruktionsgrammatik, also die Konstruktion im weitesten Sinne, wird konstituiert durch ihre Struktur, die durchaus polyfunktional sein kann. Es ist also eigentlich eine semasiologische Grammatik.

Es bleibt also dabei, daß die Grammatik sowohl auf funktionaler als auch auf strukturaler Basis geschrieben werden muß. Wenn man vorhat, eine Beschreibung einer ausgewählten funktionalen Domäne in einer bestimmten Sprache zu geben, läßt sich das praktisch wie folgt lösen (vgl. Lehmann 2002): Man schaltet der onomasiologischen Beschreibung ein semasiologisch orientiertes Kapitel vor, das gerade die Strukturmittel einführt, auf welche die onomasiologische Beschreibung hinführen wird bzw. von denen sie Gebrauch machen muß. Dies ist lediglich eine wissenschaftspraktische Entscheidung, die der gewählten Zielsetzung einer funktional basierten Beschreibung dient; bei einer strukturell basierten Beschreibung würde man es gerade umgekehrt machen.

4. Konkomitanz

Als Beispiel, wie ein Kapitel einer funktionalen Grammatik aufgebaut sein kann, wird hier, das obige Beispiel S2 wieder aufgreifend, die Konkomitanz gewählt. Es ist daran zu erinnern, dass alle Strukturbegriffe, die in dieser Beschreibung vorkommen, in der komplementären strukturalen Grammatik eingeführt sein müssen; in der funktionalen Grammatik werden sie einfach vorausgesetzt. Die folgende Darstellung ist eine ziemlich gedrängte Zusammenfassung von Lehmann & Shin i.D., einer typologisch-vergleichenden Studie der Konkomitanz.

Partizipantenrollen unterscheiden sich in ihrer Zentralität vs. Peripherizität relativ zum Situationskern. Damit korreliert ihre Semantizität: je peripherer die Rolle, desto spezifischer die Bedeutung des Kasusrelators bis zu dem Punkte, wo er durch ein eigenes Prädikat ersetzt werden kann, so dass der betreffende Partizipant direkt nicht auf das Hauptprädikat, sondern auf dieses Nebenprädikat und nur vermittels des letzteren auf das Hauptprädikat bezogen ist. In dieser Beziehung können Rollen wie Experient, Rezipient, Benefiziär usw. auf einem Kontinuum wachsender Peripherizität angeordnet werden. Der Konkomitant steht dem Endpol dieses Kontinuums nahe. Bereits die ersten Studien zur Konkomitanz (Seiler 1974 und dort zitierte Literatur) haben auf die Bedeutung einer solchen Nebenprädikation zum Verständnis der Konkomitanz aufmerksam gemacht.

Manche Partizipantenrollen sind an bestimmte Positionen auf der Empathiehierarchie gekoppelt; z.B. ist der prototypische Experient maximal empathisch, und viel Variation die Hierarchie abwärts besteht nicht. Das ist bei Konkomitanten anders. Dadurch, dass die Weise ihrer Beteiligung an der Situation nicht definiert ist, kommen Partizipanten aller Empathiestufen infrage. Weiter unten werden die Kategorien von Partizipanten und die spezifische Art ihrer Konkomitanz systematisiert. Hier ist zunächst zu klären,

worin nun eigentlich die Spezifität der Konkomitanz besteht. Dies wird in T1 versucht:

T1. *Definitorische Merkmale der Konkomitanz*

| |
|--|
| Es gibt eine Situation S mit ihrer Menge von Partizipanten. |
| Es gibt einen zusätzlichen Partizipanten X, dessen Natur variieren kann. |
| X ist zu S peripher. |
| X partizipiert an S in ähnlicher Weise wie ein zentraler Partizipant. |
| Die Relation von X zu S kann durch ein zusätzliches Prädikat erfasst werden; letztlich kann X in einer Situation sein, die ‚koprsent‘ ist. |

Wie man sieht, ist das einzige Spezifikum der Konkomitanz das vierte Kriterium. Die zentralen Partizipanten, auf die hier Bezug genommen wird, sind natürlich Actor und Undergoer. Da deren Rollen selbst nicht sehr spezifisch sind, trägt diese Bedingung auch nicht viel zur Konkretisierung der Konkomitantenrolle bei. Man kann schließen, dass von allen Partizipantenrollen diese die am wenigsten festgelegte ist.³ Daraus folgt eine erhebliche interne Heterogenität und Abgrenzungsschwierigkeiten, auf die noch zurückzukommen sein wird.

Wie schon gesagt, sind Konkomitanten zunächst durch ihre Position auf der Empathiehierarchie zu kategorisieren. Mit dem Typ von Konkomitant hängt die spezifische Weise der Konkomitanz zusammen, wie T2 darstellt.

T2. *Merkmale von Konkomitanten*

| Merkmal \ Konkomitant | ←-----→ | | | | |
|-----------------------|------------|--------|------------|-------|--------------|
| | empathisch | | | | anempathisch |
| | menschlich | belebt | Gegenstand | Masse | abstrakt |
| PARTNER | | | | | |
| BEGLEITER | | | | | |
| VEHIKEL | | | | | |
| WERKZEUG | | | | | |
| MATERIAL | | | | | |
| ART&WEISE | | | | | |
| ZIRKUMSTANZ | | | | | |

Wie man sieht, besteht keine eindeutige, aber doch eine prototypische Zuordnung von Partizipantentypen und den spezifischen Subrollen der Konkomitanz.

Unterhalb der Superrolle des Konkomitanten gibt es eine zweistufige Klassifikation, wie T3 zeigt. Wegen der Peripherizität der Konkomitanz können die Subrollen zwanglos mit konkreten Bezeichnungen benannt und durch Prädikate definiert werden.

³ Damit hängt es z.B. zusammen, dass die deutsche Präposition *mit*, welche der Konkomitanzrelator *par excellence* ist, auch in Ausdrücken wie „Also mit dieser Exkursion, ich glaube nicht, dass wir uns das leisten können“ vorkommt, wo gar keine syntaktische oder semantische Relation, sondern bloß Topikalisierung vorliegt.

T3. Arten der Konkomitanz

| Rolle | Subrolle | abstraktes Prädikat |
|--------------------------|----------------------------|------------------------------------|
| X ist KOMITATIV von Y | X ist PARTNER von Y in S | X reziproziert mit Y in S |
| | X ist BEGLEITER von Y in S | X begleitet Y in S |
| X ist INSTRUMENT in S | X ist VEHIKEL in S | Y benutzt X zur Fortbewegung |
| | X ist WERKZEUG in S | Y benutzt X bei Manipulation von Z |
| | X ist MATERIAL von Z in S | Y benutzt X bei Schaffung von Z |
| | X ist ART&WEISE von S | X trifft auf S zu |
| | S' ist ZIRKUMSTANZ von S | Y bedient sich S' in S |

Die letzte Spalte von T3 liefert bereits eine Grundlage für die Konzeption beispielhafter Situationen, in denen die jeweilige Art von Konkomitanz auftritt. Eine der Methoden, die in der onomasiologischen Grammatikographie angewandt werden, besteht in der Operationalisierung der Konzepte in Form von typischen Situationen, die zu versprachlichen sind. Ich übergehe hier die methodischen Details und Vorsichtsmaßnahmen und zeige in T4 nur, wie die Subrollen der Konkomitanz beispielhaft aufzufassen sind und welche Art von Variation auf der Empathiehierarchie vorzusehen ist.

T4. Die onomasiologische Methode der diagnostischen Sätze

| Konkomitantenrolle | diagnostische Sätze |
|--------------------------------------|---|
| PARTNER | Sie stritt mit ihrer Mutter. Er traf sich mit Silvia. |
| BEGLEITER | Er ging mit seinem Sohn zur Party. Erna spielt gerne mit dem Hund. Sie kam mit einem Blumenstrauß und einem Geschenk. |
| VEHIKEL | Er geht auf Krücken. Wir fahren im Zug nach Jakarta. Er beförderte das Gepäck auf dem Fahrrad/Pferd. Er fuhr auf dem Fahrrad zur Universität. |
| WERKZEUG: KÖRPERTEIL SONSTIGES | Er berührte es mit dem kleinen Finger. Der Mann soll gut mit dem Fuß schreiben. Wir essen Reis mit Stäbchen. Er beschmierte sich das Gesicht mit Ruß. |
| MATERIAL | Er machte ein Schiff aus Papier. Er baute ein Haus aus Bambus. |
| ART&WEISE | Wir kommunizieren auf Deutsch. Er hat das nur mit großer Anstrengung geschafft. Er packte seinen Koffer in großer Hast. Er ging mit hoher Geschwindigkeit. Erna umarmte Erwin mit Begeisterung. |
| ZIRKUMSTANZ | Er lernt Englisch durch Radiohören. Er nimmt ab durch Radfahren. |

Sätze wie die in T4 könnten nun mit der Übersetzungsmethode (oder eben einer verfeinerten Variante davon) in die zu beschreibende Sprache übersetzt werden. Man würde dann sehen, welche Strukturmittel diese zum Ausdruck dieser spezifischen semantischen Relationen verwendet.

Wenn wir der Einfachheit halber Deutsch als Zielsprache nehmen und die Beispielsätze zur empirischen Evidenz umfunktionieren, so fällt sogleich auf, dass die funktionale Domäne der Konkomitanz im Deutschen strukturell sehr homogen ist; in allen Beispielen sind die Konkomitanten durch Präpositionalsyntagmen repräsentiert, nur die spezifische Präposition wechselt. Gewiß könnte man mehr strukturelle Variation herbeiführen (etwa *er ging sehr geschwind*), aber das würde z.T. in andere funktionale Domänen führen. Die Geschlossenheit dieser funktionalen Domäne im Deutschen legt natürlich den Verdacht von Euro- oder gar Germanozentrismus bei ihrem Ansatz nahe. Tatsächlich stellt man beim typologischen Vergleich aber fest, dass sehr viele Sprachen über die ganze Bandbreite von T2 bzw. T3 Adpositionalsyntagmen und über zusammenhängende Abschnitte der Skala dieselbe Adposition verwenden. Im yukatekischen Maya präsentiert sich T2/T3 sogar noch homogener, insofern sämtliche Relationen durch dieselbe Präposition ausgedrückt werden können. Man sieht aber auch, dass im mittleren Bereich der Skala mehrere Sprachen Nebenprädikationen bevorzugen. Ein Beispiel ist Koreanisch, das vom KOMITATIV bis zur ART&WEISE eine Koverbkonstruktion verwendet. Solche Regularitäten bestätigen die Einheit der funktionalen Domäne.

Das Beispiel zeigt auch, wie die Konzepte einer funktionalen Domäne durch Konkretisierung und Spezifikation immer mehr sprachlich und also immer mehr strukturell werden. Wenn man z.B. die definitorische Bedingung aus T1, dass der Konkomitant in besonderer Weise auf einen zentralen Partizipanten bezogen ist, operationalisiert, läuft sie darauf hinaus, dass das ihn repräsentierende Nominalsyntagma oft eher adnominal als adverbial konstruiert wird. Das MATERIAL z.B. ist ein Konkomitant, der besonders eng auf den Undergoer bezogen ist. Daraus resultieren Strategien, wo die Materialangabe als Attribut zum direkten Objekt konstruiert wird. Ferner gehört zum Begriff des Materials, das zur Verfertigung eines Gegenstands verwendet wird, dass dieses zeitlich früher als der resultierende Gegenstand und dafür in gewissem Sinne die Quelle ist. So erklärt sich, dass neben instrumentale Relatoren zur Materialangabe auch ablativische Relatoren treten.

Wie jegliche funktionale Domäne geht auch diese an ihren Rändern in benachbarte Domänen über. Die erste Subrolle der Konkomitanz, der PARTNER, reicht schon hinüber in die Domäne der Koreferenz, wo Anapher, Reflexivität und auch Reziprozität versammelt sind. Die letzte Subrolle, die ZIRKUMSTANZ, reicht in die Domäne der Nexion oder interpropositionalen Relationen hinüber, wo als nächstähnliche die temporale Simultaneität anschließen würde. Methodisch betrachtet, führt das zu Abgrenzungsschwierigkeiten in der Untersuchung und in der Gliederung einer funktionalen Grammatik, die aber durch die Natur des Gegenstands bedingt und daher hinzunehmen sind.

5. Schluß

Als Fazit dieser Überlegungen kann man folgendes festhalten: Dem kategorischen Imperativ der Sprachbeschreibung ist ähnlich schwer zu genügen wie seinem moralischen Vorbild, aber dies liegt offenbar mehr an menschlicher Unzulänglichkeit als an Widersprüchen in der Konzeption. UNITYP hat jedenfalls der Grammatikographie spürbaren Auftrieb gegeben und sie dem Ziel einer wissenschaftlich soliden und praktisch brauchbaren Grammatik wesentlich näher gebracht.

Bibliographie

- COMRIE, Bernard (1981): *Language universals and linguistic typology. Syntax and morphology*. Oxford: Blackwell (2. ed. 1989).
- CROFT, William (1990): *Typology and universals*. (Cambridge Textbooks in Linguistics) Cambridge etc.: Cambridge University Press.
- DIK, Simon C. (1997): *The theory of functional grammar. Part 1: The structure of the clause*. Berlin & New York: Mouton de Gruyter (Second, revised edition edited by Kees Hengeveld. 1. ed.: Dordrecht: Foris, 1991 (Functional Grammar Series, 9)).
- DIK, Simon C. (1997): *The theory of functional grammar. Part 2: Complex and derived constructions*. Berlin & New York: Mouton de Gruyter.
- FOLEY, William A. & VAN VALIN, Robert D. (1984): *Functional syntax and universal grammar*. (Cambridge Studies in Linguistics, 38) Cambridge: Cambridge University Press.
- GABELENTZ, Georg von der (1901): *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Leipzig: Weigel Nachf. 2. Aufl. Nachdruck: Tübingen, Narr, 1972 (TBL, 1).
- GOLDBERG, Adele E. (1995): *Constructions. A construction grammar approach to argument structure*. (Cognitive Theory of Language and Culture) Chicago & London: University of Chicago Press.
- JOOS, Martin (ed.) (1957): *Readings in linguistics. The development of descriptive linguistics in America since 1925*. New York: American Council of Learned Societies.
- LANGACKER, Ronald W. (1987): *Foundations of cognitive grammar. I: Theoretical prerequisites*. Stanford, Calif.: Stanford University Press.
- LANGACKER, Ronald W. (1991): *Foundations of cognitive grammar. Vol. II: Descriptive application*. Stanford: Stanford University Press.
- LEHMANN, Christian (1980): "Aufbau einer Grammatik zwischen Sprachtypologie und Universalistik." Brettschneider, Gunter & Lehmann, Christian (eds.), *Wege zur Universalienforschung. Sprachwissenschaftliche Beiträge zum 60. Geburtstag von Hansjakob Seiler*. (TBL, 145) Tübingen: G. Narr; 29-37.
- LEHMANN, Christian (1988): *Studies in general comparative linguistics*. (akup, 71) Köln: Institut für Sprachwissenschaft der Universität..
- LEHMANN, Christian (2002): *Possession in Yucatec Maya. Structures – functions – typology*. Münster: E-Learning Academy. Second revised edition.
- LEHMANN, Christian & Shin, Yong-Min (i.D.): "The functional domain of concomitance. A typological study of instrumental and comitative relations."

- SAN BUENAVENTURA, Gabriel de (1684): *Arte de la lengua maya*. México: Viuda de B. Calderón.
- SEILER, Hansjakob (1974): "The principle of concomitance: Instrumental, comitative and collective (with special reference to German)." Seiler, Hansjakob (ed.), *Linguistic workshop II. Arbeiten des Kölner Universalienprojekts 1973/4*. (Structura, 8) München: Fink; 2-55.
- SEILER, Hansjakob (1977): *Cahuilla grammar*. Banning, Calif.: Malki Museum Press.
- SEILER, Hansjakob (1988): *The dimension of PARTICIPATION*. (Función, 7) Guadalajara: Centro de Investigación de Lenguas Indígenas, Universidad de Guadalajara.
- SEILER, Hansjakob (2000): *Language universals research. A synthesis*. (Language Universals Series, 8) Tübingen: G. Narr.

Christian LEHMANN
Philosophische Fakultät
Universität
Postf. 909221
99105 Erfurt
Christian.Lehmann@Uni-Erfurt.De